

Der Beat schlägt die Harmonie

Black Music begleitete die Ära von Barack Obama, dem ersten schwarzen US-Präsidenten – besonders laut und aggressiv, als die Rassenunruhen ausbrachen.

Von Christoph Fellmann
(Tages-Anzeiger, 14.1.2017)

Die Freiheit. Ein Journalist der BBC fragt Nina Simone, was das ist.

Die Sängerin richtet ihr Kleid, so, als habe sie gerade die dümmste Frage gehört, die sich denken lässt. «Was Freiheit ist?», fragt sie und blickt dem Reporter ins Gesicht. «Sagen Sie es mir.»

«Nein, sagen Sie es mir.»

Simone lacht, sie ist jetzt hellwach, schüttelt den Kopf. Dann antwortet sie: «Ich sage Ihnen, was Freiheit für mich ist: KEINE ANGST! – Wenn ich das haben könnte, nur jede zweite Stunde meines Lebens, keine Angst.»

Es ist ein altes Interview, fast 50-jährig, man kann es sich auf Youtube noch ansehen. Nina Simone selber ist längst tot. Die grosse Jazzsängerin und Bürgerrechtsaktivistin starb 2003 und erlebte nicht mehr, wie Michelle Obama vier Jahre später vor der Presse erklärte, warum sie ihrem Mann erlaubte, für die amerikanische Präsidentschaft zu kandidieren: «Der Grund ist», sagte sie, «dass ich es müde bin, Angst zu haben. Ich will nicht, dass meine Mädchen in einem Land und in einer Welt aufwachsen, die auf Angst gebaut sind.»

Seine Frau, seine beiden Mädchen und Nina Simone: Sie haben Barack Obama durch die acht Jahre an der Spitze der US-Administration begleitet. Er war der Präsident mit dem Swag. Er hatte eine coole First Family, die nötigen Skills für den Basketballplatz und einen magistralen Musikgeschmack: Wann immer er Einblick gab in seinen iPod oder in seine Playlists auf Spotify, begegnete man dort handverlesenen Stücken von Aretha Franklin, Erykah Badu, Marvin Gaye, Kanye West oder John Coltrane. Mit dabei war jedes Mal auch ein Lied von Nina Simone und ebenso «Gimme Shelter», der wohl beste Song der Rolling Stones. Mit anderen Worten: Wenn Barack Obama seine liebste Musik hörte, begegnete er der Angst. «War, children, we're just a shot away.»

Am 26. Februar 2012 wurde auf der Strasse von Sanford, Florida, ein 17-jähriger Teenager erschossen. Trayvon Martin war schwarz und trug einen Kapuzenpullover, er lief in einen Laden, um Süßigkeiten und ein Dosenge-trränk zu kaufen. Der Mann von der Bürgerwehr, der ihm in die Brust schoss, ist weiss. Barack Obama war seit drei Jahren im Amt. Er sagte: «Trayvon, das hätte ich sein können vor 35 Jahren.»

Frank Ocean sang es später so: «Trayvon, that nigga look just like me.»

Am 22. Oktober 2013 wurde in Santa Rosa, Kalifornien, ein spanischstämmiger Teenager erschossen. Andy

Lopez war 13 Jahre alt und trug eine Spielzeugwaffe bei sich. Der Polizist, der ihn tötete, gab an, er habe Todesangst gehabt.

Im Winter, der folgte, gab es keine einzige amerikanische Party, an der man nicht zu «Happy» hüpfte, dem ansteckend fröhlichen Singalong von Pharrell Williams. Dazu gab es einen 24-stündigen Videoclip, in dem die Menschen von Los Angeles durch die Strassen der Stadt tanzten. Das war originell. Denn da war mal ein R&B-Star, der nicht aus seinem luxuriösen Reich herausang, wie verletzlich einen all die Drogen und all der Sex doch machen, die man als Drake, Kanye West oder The Weeknd nun mal so abkriegt. Wenn im Hip-Hop immer noch gangstahafte Comicfiguren regierten, waren es im Rhythm & Blues emotional herausgeforderte Supermacker.

Am 17. Juli 2014 nahm eine Handkamera auf, wie ein weisser Polizist in New York mit einem Würgegriff den schwarzen, unbewaffneten Eric Garner tötete. Der Polizist wurde freigesprochen.

Am 9. August 2014 wurde Michael Brown, ein unbewaffneter schwarzer Teenager, in Ferguson, Missouri, erschossen. Der Schütze, ein weisser Polizist, wurde freigesprochen. Es kam zu tagelangen Protesten und Randalen gegen den angeblich rassistischen Polizei- und Justizapparat, und kein Gedanke lag jetzt ferner, als zu einem glücklichen Lied durch die Stadt zu tollen.

Die Angst war nie weg gewesen von den Strassen. Jetzt war sie wieder sichtbar, auf Youtube und der Titelseite der «Washington Post». Sie verfolgte Barack Obama, der sie mit ernstem Gesicht zu moderieren hatte, genauso wie die Musiker, die sie nun vertonten. D'Angelo war der erste. 14 Jahre lang hatte der Sänger geschwiegen, jetzt warf er noch im Herbst sein «Black Messiah» auf den Markt, ein modernes Meisterwerk der afroamerikanischen Musik. Ein langsamer, rässer Funk stieg aus diesen Songs auf und legte sich wie Mehltau über den Bericht aus der schwarzen Community, die sich um eine weisse Kreidelinie in der Form eines toten Körpers versammelte: «All we wanted was a chance to talk», sang D'Angelo, «instead we only got outlined in chalk.»

Es war, als habe die Black Music nur auf dieses Signal gewartet. Immer mehr Musikerinnen und Musiker schrieben nun den Soundtrack zu Studien und Untersuchungsberichten, die laufend bestätigten, wie normal in den USA eine rassistische Polizeiarbeit, wie gross die Chancenungleichheit, wie fragwürdig der kommerzielle Strafvollzug ist – Dinge, über die Barack Obama immer wieder redete, an denen er aber nicht viel ändern konnte. Doch immerhin war seine Lieblingsmusik in seinem letzten Amtsjahr so dominant, hochklassig und politisch wie nie mehr seit den späten Achtzigerjahren. Damals hatten Public Enemy die Ikonografie der radikalen Black Panther ins Musikfernsehen geholt, und N.W.A rapportierten in anschaulichen Details einen Frontbericht aus den drogen- und gewaltverseuchten Stadtvierteln von Los Angeles. Heute sind es Kendrick Lamar, Beyoncé und Solange Knowles, Alicia Keys, Common, A Tribe Called Quest und viele andere, die in Fernsehauftritten oder auf Platte ihre Angst, ihre Wut und ihren Frust formulieren.

Was nichts daran änderte, wie regelmässig die Cops mit weisser Kreide die Umrisse schwarzer Körper auf die Strasse zeichneten. Ezell Ford, Alton Sterling, Tamir Rice,

Antonio Martin, Freddie Gray und Laquan McDonald waren die nächsten Opfer der Polizeigewalt. In Baton Rouge, Louisiana, feuerte ein Afroamerikaner auf weisse Polizisten und tötete drei. In Charleston, South Carolina, erschoss ein Rassist neun schwarze Kirchgänger.

Auf ihrer gerade erschienenen Platte zeichnen Run the Jewels eine Apokalypse, in der die Seelen der Getöteten in einem schwarzen Himmel tanzen. Ihr Hip-Hop ist brillant, aggressiv und sarkastisch: «Get a job, get a house», heisst es, «get a coffin.» Besorge dir schon mal einen Sarg.

A Tribe Called Quest brauchen auf ihrem grossartigen Comebackalbum eine einzige Zeile, um den frohen, frei fliegenden Afrofuturismus auf dem Müllhaufen der Geschichte zu entsorgen. «There ain't no space program for niggas», rappen sie. Nein, es ist nicht die Zeit für Eskapismus: «It's war, and we're fighting for inches and millimeters / Cause killin' is still in season / Yeah.»

In der Woche nach dem 8. November 2016, der Wahl des neuen US-Präsidenten, standen A Tribe Called Quest an der Spitze der US-amerikanischen Albumhitparade.

«Helfen Sie mit, die amerikanische Jugend zu retten. Kaufen Sie keine Negerplatten.» Auf solchen Flyern hatte sich in den Fünfzigerjahren das White Citizens Council an die Bevölkerung gewandt. Doch die Reaktionäre hatten, auf Dauer, keine Chance gegen den Markt. Es sind die Rhythmen der schwarzen Musik, die so gut wie jede Regung auf den Tanzböden bestimmen. Auch weisse Teenstars wie Justin Bieber, Miley Cyrus oder Justin Timberlake produzieren ihren Popkonfekt unter dem Primat des Beats über die Harmonie. Hinter ihnen aber, da stehen alte, weisse Männer.

Als das US-Branchenblatt im letzten Februar eine Liste der mächtigsten Personen im Musikgeschäft veröffentlichte, standen auf den zehn ersten Plätzen ausschliesslich weisse Männer. Durchschnittsalter: 58 Jahre. Die erste von 14 Frauen auf der 139-köpfigen Liste folgte auf Position 12, der erste von 10 Schwarzen auf Platz 31. All diese Männer sind nicht dumm. Als Kendrick Lamar mit den fieberhaften, politisch anspielungsreichen Raps von «To Pimp A Butterfly» die Hitparaden stürmte, damals im Frühling 2015, da realisierten sie: Politischer Protest schadet der Performance auf dem Markt nicht mehr. «We bleedin' through this mik / They call it entertainment», rappen A Tribe Called Quest.

Dann war der neue Radical Chic überall. Beyoncé warb in ihren Songs für Givenchy und Roc, trumpfte bei der Superbowl auf und bot dem Publikum die Wiederkehr militanter, nun allerdings weiblicher Black-Power-Truppen. Alicia Keys bereitete das Mainstreampublikum ungeschminkt und mit dem Logo ihres offen getragenen Afro auf die Soulpredigt von «Here» vor, ihrem Ermächtigungssermon in elf Songs. In der Avantgarde war es Saul Williams, der auf «Martyr Loser King» in poetischen, aber desillusionierten Raps darauf hinwies, dass sich seit dem Bürgerrechtskampf von Martin Luther King so einiges geändert hatte, aber nicht das Wesentliche. Und die erstaunliche Moor Mother, eine Musikerin, Aktivistin und Basketballtrainerin aus Philadelphia, verschliff auf ihrem Debütalbum alte Gesänge vom Baumwollfeld, zerstäubten Free Jazz, poetische Rezitative und maschinelles Stampfen zum «Creation Myth», also zu einem Schöpfungsmythos des schwarzen Amerika, zum «Sklavenschiff-Punk», wie sie ihren Musikspuk nennt.

Die 28-jährige, schwarze Sandra Bland erhängte sich am 13. Juli 2015 in Waller County, Texas, in ihrer Zelle, nachdem ein weisser Polizist sie wegen einer Verkehrsbagatelle festgenommen hatte. Bei Moor Mother kehrt sie «zurück von den Toten / Mit einem Hackebeil».

Das überzeugendste von allen Statements war aber das von Solange. Viele kennen die kleine Schwester der grossen Beyoncé für die unsterbliche Szene, in der sie deren Ehemann Jay-Z ohrfeigte. Die Musik der 30-Jährigen ist aber nicht aggressiv, nicht drohend. Solange formuliert ihre Songs aus einem selbstgewissen, fast andächtigen Stolz heraus. Sie erhitzt sich nicht an der Tagesaktualität, sondern erzählt in klugen, hochmelodischen R&B-Songs von Segregation und afroamerikanischem Unternehmertum, von Musik und schwarzer Mode, die von weissen Geschmackspolizisten für cool oder uncool erklärt wird. «Don't touch my hair / When it's the feelings I wear», singt sie: «Don't touch my soul / When it's the rhythm I know.»

Wie fein, fast beiläufig, aber doch präzise Solange ihren politischen Gesang aus dem Alltag heraus entwickelt, das zeigt sich ebenso in den gesprochenen Zwischenstücken des Albums. Hier reden auch die Eltern von Solange und Beyoncé Knowles, die Eltern sind seit fünf Jahren geschieden. Es sind alle da. Es gibt hier keine dysfunktionale Familie, keinen abwesenden Vater, keinen Papa als Rolling Stone, wie es in einem alten Lied der Temptations heisst. Der Vater erzählt, wie das Väter tun, aus alten Tagen: «Jeden Tag drohte uns der Tod.»

«Wofür du als schwarzer Mann auf der Strasse gehalten wirst, kann entscheiden, ob du lebst oder stirbst.» Das schrieb der ghanaisch-britische Autor Ekow Eshun vor ein paar Monaten im «Guardian». Trayvon Martin sei erschossen worden, weil er «in seinem Hoodie verdächtig aussah». Auch Michael Brown, der Teenager von Ferguson, starb, weil sich der weisse Polizeioffizier fühlte «wie ein Fünfjähriger neben Hulk Hogan», wie er später angab. Die beiden waren exakt gleich gross, auch wenn das Opfer rund 40 Kilo mehr wog. «Ein schwarzer Mann gegenüber einem weissen Mann», schrieb Eshun weiter, «ist ein Objekt von Faszination und von Vorurteilen.» Eshun plädierte in seinem Essay darum für einen «schwarzen Dandyismus», also für den bewussten Bruch der Erwartungen, wie ein schwarzer Mann sich zu geben und wie er sich anzuziehen habe.

Nein, die neue Strahlkraft der Black Music verdankt sich nicht nur ihren politischen Punchlines. Immer mehr Künstler umgehen das Rollenklischee des politisch toughen, aber auch breithosigen und homophoben Gangstas, Hustlers oder Thugs, wie es Stars wie 2Pac oder 50 Cent geprägt haben. So zeigt Cakes da Killa mit seinen sexuell expliziten Gangsta-Lyrics, dass der krasse Typ von der Strasse auch eine schwule Bitch sein kann. Auch Young Thug spuckt auf seinem Album «Jeffery» die üblichen, rassistisch unterfütterten Prahlereien: «Bitch, I got a new house / You wanna get in / You need a passcode / Nigga.» Dazu posiert der Rapper auf dem Cover aber in einem rüschenschweren Kleid von Alessandro Trincone, in dem er aussieht wie eine Southern Belle aus der Sklavenezeit.

Es ist eine von zahlreichen ikonischen Plattenhüllen, die 2016 schon auf den ersten Blick von einer neuen schwarzen Identitätspolitik erzählten. Frank Ocean zeigte sich mit grünen Haaren und sang in einem seiner neuen Songs, es gebe ihn «in zwei Versionen». Seine irisierende Persön-

lichkeit und fluide Sexualität haben dem Sänger bereits Vergleiche mit David Bowie eingebracht.

«Wir müssen in die Haut des anderen schlüpfen», sagte Barack Obama, als er sich vor ein paar Tagen als Präsident verabschiedete. Nur, so weit reicht keine Identitätspolitik, dass sie eine Hautfarbe ändert. David Bowie wusste immer, wie weiss er war, und Michael Jackson, der tatsächlich hinter immer weissere Häute schlüpfte, starb tragisch.

So bleiben Kleider und Images, um das Bild zu unterlaufen vom schwarzen Mann, dem der weisse Mann auf der Strasse lieber nicht begegnen möchte. Danny Brown, der 2016 vielleicht das beste Rap-Album herausgab, karikiert ihn mit wild zerschnittenen Dreadlocks und mit einer Stimme, die klingt, als habe sie sich der Gangsta in der Autotür eingeklemmt. Bei ihm ist zu sehen und zu hören, wie grotesk die uralten Bilder und Ressentiments sind, die heute noch in Bruchteilen von Sekunden zum Tod eines jungen, schwarzen Mannes im Kapuzenpulli eskalieren können. Just a shot away.

«Don't be afraid», sagte Michelle Obama beim Abschied ihres Mannes. Habt keine Angst.

«Don't be afraid», das sagte Donald J. Trump, als er sich am Tag nach seiner Wahl an das amerikanische Volk wandte.

«Keine Angst», sagt Nina Simone im Replay auf Youtube.
«Wenn ich das haben könnte.»